

Unter der Asche.

Roman von F. Heidheim.

Wie scharf und verlegend hatte Taura von Soubrettemanieren gesprochen! So waren ihm also ihre übermüthigen kleinen Coupleticite ärglicher gewesen? Ach, sie hatte nichts Arges dabei gedacht; er lächelte früher darüber und amüßte sich dabei.

Freilich, ja — es war das nicht die Art und Weise, die einer Dame zusteht. Er hatte darin recht. Aber in dieser Kritik lag eine tiefe Demüthigung, und deshalb empfand Adriana dieselbe auch um so mehr. Ihr Klang durch Taura's herbe Worte der Vorwurf, daß sie die Tochter ihres Vaters war. Und dagegen lehnte sich ihr ganzer Stolz auf. Sie hatte den alten Mann trotz seiner Schwächen aufrichtig geliebt, in ihm war sie gekränkt worden.

Allz verhoffte sich endlich Eingang zu ihr und vermittelte die Ausöhnung des Ehepaars. Der Baron war gänzlich umgestimmt und leistete reuige Abbitte, die Adriana ihm auch, selbst nach Frieden verlangend, gern gewährte.

Troßdem blieb — sie wußte es jetzt selbst noch nicht — der Stachel in ihrer Seele, und das unbefangene, fröhliche Lachen war dahin. Sie war mit einem Schlage nicht mehr so ganz sie selbst.

Am andern Tage erhielt der Doktor Gerner einen ihn in das höchste Erstaunen versetzenden Brief.

Er war von Adolf v. Luffgart und enthielt das unumwundene Bekenntniß seiner Liebe zu Annita, auf deren Gegenliebe er hoffe, ohne derselben fest versichert zu sein. Und weiter bat dann der Schreiber um die Erlaubniß Gerner's, um Annita werben zu dürfen, nachdem er den Konflikt beseitigt haben werde, der, aus dem unseligen Irrthum seiner Mutter hervorgehend, ihnen allen das Leben verbitterte. Bis dahin versprach der Assessor, sich zurückzuziehen, Annita's Wege nicht zu kreuzen. Auch an sie zu schreiben, wollte er sich enthalten, um ihre Ruhe nicht etwa durch den unausbleiblichen Kampf mit den Vorurtheilen seiner Mutter zu gefährden. Nur um Eines bitte er in der Zuversicht auf Gerner's Hochsinnigkeit, daß derselbe Annita von diesem Briefe und der darauf erfolgenden hoffentlich nicht abweisenden Antwort Mittheilung mache.

Diese erbetene Antwort Gerner's aber lautete kurz und ohne weitere freundliche Redensarten, daß nie und nimmer von einer Werbung Luffgarts um Annita die Rede sein könne, und daß er seiner Tochter seinen Willen mittheilen werde.

Und so geschah es auch unverzüglich.

„Der Assessor v. Luffgart hat um die Erlaubniß gebeten, sich um dich zu bewerben, Annita; ich habe ihm geantwortet, daß davon nie die Rede sein könne, und ihm versprochen, dir dies mitzutheilen. Hüte dich also beizeiten vor thörichten Wünschen!“ sagte Gerner, nachdem er Annita hatte herunterrufen lassen.

„Hast du ihn seines Charakters wegen abgewiesen?“ fragte die Tochter, roth und blaß werdend mit zitternden Lippen.

Gerner sah sein Kind betroffen an. Er hatte keinen Augenblick ernstlich an eine Liebe Annita's zu dem finster blickenden jungen Mann gedacht, dem seine Jugend verloren gegangen war, ohne daß er gekannt, was Jugend heißt.

„Nein,“ sagte er zögernd. „Ich achte ihn und habe Sympathien für ihn,“ setzte er dann von Annita's Blicken bezwungen hinzu.

„Ach danke dir, Papa,“ sagte sie leise und ging schnell hinaus. Mit keiner Silbe war nachher die Rede von diesem Vorfalle. Gerner hatte Klara alles anvertraut, aber sie gebeten, davon zu schweigen.

Klaras Wunsch, ihre Heirath mit Gerner bis zum Hochzeitstage geheim zu halten, war von dessen Seite und von Annita

streng respektirt. Auch der Baron und die Seinen hatten darüber geschwiegen; um so erstaunter war der letztere, als ihm sein Verwalter die bevorstehende Neuigkeit mittheilte und hinzusetzte, im ganzen Dorfe wisse man es schon und es herrsche nur eine Stimme darüber, die der Erbitterung und des Hochnes gegen Klara, welche jetzt, wo sechs Menschen in der Husmannschen und der Sache des Brandes sich im Gefängniß befanden — alles natürlic Gerner's Schuld — die Gefühle der Leute, unter welchen sie aufgewachsen, in solcher Weise mißachte. Das Volk begriff Klara's Denkart nicht. Sie war ihm mit einem male fremd und verhaßt wie der Mann, der nach dem allgemeinen Gerüchte Kröjuschäge besaß und seinen Groschen davon ausgab, ohne nicht eine Gegenleistung zu fordern. Der Baron brummte ärgerlich etwas von Dummtöpfen usw., da aber ein nach Arbeit fragender Knecht dazu kam, wurde das Gespräch abgebrochen.

In unerquicklichen Gedanken über das Sinken seiner Popularität ging er weiter, seine Acker zu besichtigen, auf welchen schon jetzt der verbesserte Betrieb sichtbaren Erfolg zeigte. Die neu gekauften Maschinen hatten die Arbeit des Säens mit einer Accurateße gethan, daß dem kundigen Beschauer das Herz im Leibe lachte, die Bohnen und Erbsen standen wie Soldaten, der Weizen wogte in tiefdunklem Grün mit breitem mächtigen Blatt, der junge Klee war prächtig unter dem Roggen aufgegangen.

Und alles dieses, was er so mit Freuden geschaffen, all das Wohlgefühl der Sorgenlosigkeit, welches ihm Adriana gebracht: es war jetzt völlig verlogen oder unterdrückt durch die Unruhe seines Herzens. Wie eine Centnerlast lag es ihm auf der Brust, der goldene Sommermorgen vermochte nichts über ihn, im Gegentheil, seine Gedanken verdüsterten ihm denselben, das Kerchengeßmetter allüberall ließ ihn nur einen Senfser austhoben. Ja, ihr habt es gut, ihr kleinen glückseligen Vögel.

Noch nie war ihm so zu Muth gewesen. In all der Geldnoth der vergangenen Jahre war er lustig und wohlgemuth Tag für Tag hinausgeritten, gefahren, hatte gejagt und die Pferde seiner Freunde mit trainirt, und wohin immer er gekommen, da hatte ihm ein freudiger Gruß entgegnet, da hatte man ihm herzlich die Hand geschüttelt und kein Bauer auf dem Felde, kein altes Weib vor ihrer Thür ließ ihn vorüber ohne freundlichen, respektvollen Gruß. Sie waren zu ihm gekommen in allen ihren Nöthen und Verlegenheiten, es gab in den Dorfgemeinden keinen Streit, den er nicht hätte entscheiden müssen.

Bis zu dem Tage, da die Gräfin Eustell ihm die Augen geöffnet über seine veränderte Stellung zu den Leuten, hatte er selbst nie darüber nachgedacht, und wo ihn ein sonst durch seinen Gruß beglückter Bauer etwa mit einem Umweg vernieden, da war ihm nur ein sorgloses Lachen über das Gesicht geflogen: „Der Narr, als ob ich ein anderer geworden wäre, er wird mir schon wiederkommen!“

Jetzt mußte er zu jeder Stunde darüber nachgrübeln, er möchte wollen oder nicht, wie alles so anders geworden. Und wenn die Wahlen herankamen, und man ließ ihn durchfallen? Er hatte Pflichten gegen seinen Stand, seine Standesgenossen, deren politische Anschauungen er zu vertreten stolz gewesen war. Als hervorragendes Mitglied der Stände des Landes war ihm jene Bedeutung gegeben, welche dem einfachen Landedelmann nie zugekommen wäre. Und das alles stand auf dem Spiel! Aber wie konnte er es ändern? Volksgunst! Sie ist wie der Wind, der heute bald so, morgen anders weht. Dennoch, er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie zu verlieren. Mit Staunen erkannte er, welsch hohen Werth er auf seine Stellung gelegt. Wie der Mensch sich über sich selbst enttäuscht! Er hatte dahin gelebt, einen Tag um den andern, und sich nie in den Sinn kommen lassen, sich für ehrgeizig zu



halten. Und jetzt? Eine wahre Angst ergriff ihn, es regte ihn peinlich auf, sich vorzustellen, daß seine Freunde und Genossen ihn vorwurfsvoll ansehen könnten — und er vermochte nichts dagegen zu thun.

Nichts? Nein, nein!

Um die Gunst der Stimmberechtigten zu buhlen, zu haschen nach Popularität — nie und nimmer!

Zu all diesen Gedanken drängten aber immer wie unheimliche Schemen noch andere, die er nie auszubenten wagte, sie quälten ihn wie leise bohrende Würmer Tag und Nacht, sie träufelten ihm Wermuth in sein Glas und legten ihm Dornen auf sein Kissen.

Er war dennoch ehrlich und klar genug, sich zu sagen, du bist ein Narr, ein eifersüchtiger Thor. Aber diese Schemen, welche Adriana und Winstein hießen, bannte er mit Vernunft nicht, sie umkrallten ihn wie Vampyre und sogen gierig sein bestes Herzblut. Er wußte wohl, sein Benehmen gegen Adriana wurde ungleich; er tabelte sich bitter selbst; er bat sie mit aufrichtiger Reue um Verzeihung wegen seiner „Launen“ und er liebte sie mehr als je, aber das wonnevolle Glück der ersten Zeit war dahin, und Adriana litt; er sah, er nahm auch ihr den Frieden durch seine qualvolle Unruhe. Oder — dachte sie sehnsüchtig an den andern? — Großer Gott, es war um wahnsinnig zu werden!

Auf seinem Rückwege kam der Baron an Husers Wohnung vorüber. Der alte Schuster war drinnen ungewöhnlich laut, er schalt mit seiner „Tippe“ und diese gab ihm zu hören, er solle den Mund nur halten, sie kenne seine Verliebtheit und er schäme sich wohl nicht, sich in solch ein braunes Affengesicht für seine alten Tage zu vergaffen.

Warum es Taura plötzlich einfiel, bei dem Alten einzutreten, machte er sich selbst nicht recht klar; es war wohl zumeist das Verlangen, durch den allwissenden Huser einiges über die wahre Stimmung der Leute, am liebsten etwas Beruhigendes zu erfahren.

„Was gehen dich meine Wege an? Wofür bin ich dein Mann und dein Haupt? Und wenn mir der verwünschte alte Reisetreter noch einmal den Fuß über die Schwelle setzt, du verliebte alte Mailage, so drehe ich ihm das Genick um! Was hat er dir seine Klatschgeschichten in's Ohren zu blasen, der Esel!“ schimpfte der Alte. Wie immer standen bei den Husers Fenster und Thüre offen. „Der Sommer muß herein, schlimm genug, daß er so bald wieder abzieht,“ erklärte Huser diese Leidenschaft für Zugwind und öffentliches Familienleben.

Der alte lächerliche Kerl! Eifersüchtig? Und auf seine Tippe? Der Baron mußte lachen, ob ihm auch noch eben gar nicht so zu Muthe war.

„Was tobt und schreit Ihr denn so, Huser? Und Eure Alte weint?“ trat er in die wie immer äußerst saubere Stube neben der Werkstätt. Mutter Huser trocknete schnell ihre Thränen mit der blauen Schürze.

„Pah! Weiberthränen! Krokodilstränen! Und wenn meiner Alten ihre so dick wären, wie ein Taubenei, mich kriegt

sie nicht rum! Ich bin der Herr im Hause und ich kenne die Kränke der Evasstöchter!“ murrte der Alte, indem er von seinem Schusterschemmel aufstand und höflich sein schwarzes Käppchen von dem kalten Kopfe hob. „Und was die Mißis betrifft, ei, zum Kuckuck braun ist sie, aber das ist nun just mein Geschmack! Ich bin immer apart gewesen,“ setzte er dann boshaft blinzeln hinzu.

„Na, Mutter, wir kennen ihn auch. Er meint es nicht so böse, der alte Murrkopf, aber freilich, die Eifersucht.“

„Ja, lachen Sie nur, Herr Baron, Sie haben gut lachen, die gnädige Frau guckt den Leineweber nicht an, aber meine Alte! Die! Stundenlang drischt er ihr Klatschgeschichten vor und dann geht er hin und sagt, meine Alte habe sie ihm erzählt. Und das Weib ist so dumm und glaubt dem alten Heintücker, aber mir glaubt sie nicht! Na, das ist ja so, sie haben ihren Verstand nicht im Kopf, die Weibsbilder, sondern immer in der Hand, und der erste, der zu ihnen sagt: Was sind Sie schön, Madam! Was sind Sie klug, Madam! der nimmt ihnen ihr bißchen Verstand aus der Hand, und sie stehen da wie Butter in der Sonne und da will mir meine Alte nicht gönnen, daß die Mißis sich in mir verguckt hat!“

Der Baron mußte lachen, der alte Schusterphilosoph war zu drollig in seiner Wuth und doch gab es in seinem Herzen eine Stimme, die ihm sagte: „Die barocke Weisheit des Alter ist immerhin Weisheit.“

„Gnädiger Herr, Sie glauben ihm doch nicht?“ fragte die alte Frau ganz demüthig und doch jetzt entschlossen, sich zu wehren. „Nur weil mir der Leineweber erzählt hat, daß sie dem Herrn Doktor zum Polsterabend die Fenster einwerfen wollten, nur darum ist mein Alter so im Uergen. Aber ich kann doch nicht dafür, daß sie dem guten Herrn alle gram sind.“

„Ja, sehen Sie, Herr Baron, wenn der Herr Doktor den Leuten ein Wort gönnte oder die Angeklagten freigäbe, welche eingestekt sind um des Brandes willen, dann möchte es ja besser werden,“ fuhr Huser dazwischen, „aber da ist er neulich mit seinem Franz hinausgegangen nach dem Kloster, noch jämmerlich schwach, gnädiger Herr, und da ist zufällig die Meyern des Weges gekommen, und das arme Weib hat sich gedemüthigt — Sie wissen wohl, Herr Baron, der Meyern ihr Heinrich sitzt ja wegen des Brandes und soll auch schon bekannt haben — na, da wirft sie sich vor dem Herrn Doktor auf die Kniee und bittet ihn, er solle es doch ihrem Heinrich vergeben. Er hat aber nur gesagt, da könnte er nichts mehr thun, wenn ihr Sohn das Feuer angelegt hätte, so müßte er seine Strafe tragen. Und als nun die Meyern weiter gebeten hat, da ist ihm schwach geworden und der Franz hat ihn auf einen Haufen verbrannter Balken niedergesetzt und die Meyern ausgescholten, und da soll sie dem Herrn Doktor die Faust unter die Nase gehalten haben und geschrien — so ein verfluchter Mörder ginge ohne Strafe, weil er reich wäre, aber ihr Heinrich hätte kein Geld, die Richter zu bestechen, und darum müßte er nun ins Zuchthaus.“ (Fortf. folgt.)

Unter einem Regenschirm.

Eine Saisongeschichte von Max Feldner.

Warum nenne ich diese Erzählung eine Saison-Geschichte? — Weil der Himmel jetzt einer unendlichen, mattgelblichener Zinnplatte gleich, — er erscheint wie lintirt von unzählbaren Wasserfäden, welche nur fallen, fallen, fallen — die Dachrinnen folgen wieder ihrer ordnungsgemäßen Bestimmung mit dem gewohnten Geräusch. — Infolgedessen rangirt der Regenschirm als unier unzertrennlicher Begleiter. Da nun der Regenschirm die Hauptrolle in dieser kleinen Erzählung übernommen hat und derselbe jetzt saisongemäß ist, erzähle ich auch eine Saisongeschichte.

Also in einer der vergangenen Wochen besuchte ich meinen Freund, den berühmten Schlachtenmaler Max —, den Familiennamen muß ich verschweigen, denn es kennt ihn jedermann. In dem herrlichen, geräumigen, mit allerlei Kunstwerken, Bildern, Vasen, Waffentrophäen und tausenderlei Kleinigkeiten in liebenswürdiger Unordnung geschmückten Atelier saßen wir plaudernd und rauchend auf weichen, türkischen Polstern; ein Blick auf meine Taschenuhr — im Atelier wird ein solcher Mahner an das Vergänglichke nicht geduldet — kündete mir, daß ich schon zu lange geschmakt und mit den Worten: „Auf Wiedersehen lieber Max!“ erbob ich mich zum Abschiede.

Warte einen Augenblick, ich gehe mit dir,“ erhielt ich als Antwort. Auf dies Signal schien der Oberkellnermeister von dort oben nur gewartet zu haben, denn in demselben Augenblick begann der Himmel ein Meer von Wasser auszuschütten. Wie doppelt un-

angenehm solche Ergüsse sich fühlbar zu machen wissen, wenn sie in heftiger Weise unerwartet auf das Pflaster schlagen, brauche ich wohl niemandem zu demonstrieren. — Max wendete sich dem Ausgange zu.

„Du nimmst keinen Regenschirm?“ frag ich harmlos.

Ohne mich einer Antwort zu würdigen, warf er mir einen Blick zu, in dem der famose Ausdruck Virgils: „Infandum regina —“ ausgedrückt lag; dann stieg er in einen jener undurchdringlichen Ueberzieher hinein, welche den Menschen das Aussehen von Theertonnen geben.

Wir schwammen ab. Mein Arm und die Hälfte meines breiten Regenschirmes reifend, zog er es vor, neben mir zu marichieren und als besonderen Guß noch die Abzugs-Ränale meines schützenden Daches auf sich zu leiten. Auf mein wiederholtes Eruchen, unter den Aufgepannten zu kriechen, und mein Erbiten über sein hartnäckiges Weigern, lenzte er tief auf:

„Nein, nein, ich vermag es nicht; der Regenschirm hat in meinem Leben eine zu unangenehme Rolle gespielt.“

Dieses Zusammenwürfeln eines Regenschirmes und einer unangenehmen Rolle erregte meine Heiterkeit.

„Du lachst noch?“ frag er beinahe ärgerlich.

„Sawohl, es belustigt mich, daß eine unangenehme Rolle aus Holz, Stahl, Fischbein und Seide zusammengesetzt sein kann, dabei mir zum Schutz dient und dich überdeckt.“

„Meinetwegen mag ich überschwenmt werden. Was die unangenehme Rolle in meinem Leben und bezüglich meiner Person betrifft, urtheile selbst, wenn du mich gehört hast.“

„So tritt näher an mich heran, denn die Hälfte deiner Worte gehen auf dem Wege zu mir verloren.“

Das half. — Er nahm meinen Arm, warf dem über ihm thronenden Regendach einen Blick der Verachtung zu und erzählte: „Vor einigen Tagen noch wohnte in dem Hause mir gegenüber bei ihren Eltern ein junges Mädchen, welches ich reizend fand. Sie repräsentirte keine außerordentliche Schönheit, weder eine jagende Diana noch vierte Grazie oder zehnte Muse, aber eine liebenswürdige, angenehme Persönlichkeit, von Jugend und Gesundheit frohend, der das gute Herz und der gesunde Verstand aus den Augen leuchtete. Weißt du, eines jener Mädchen, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie hingebende Gattinnen und liebende Mütter sein werden. Durch eine Art geheimen Mechanismus zog denn jeder von uns, sobald er sich am Fenster zeigte, auch die anderen dahin; es wurden verstohlene Blicke geworfen, aber weiter nichts, denn wenn man liebt, ist man — wie soll ich es nennen? — ungeschickt. — Darin dürfte der Unterschied zu finden sein zwischen Liebe und Leidenschaft.“

„Wie meinst du das?“

„Ganz einfach. — Die Leidenschaft begeistert einen Don Juan und ähnliche Herzen zur Anwendung von Kunstgriffen, List, ja selbst von Falten, die Liebe dagegen wiegt einen Werther und Saint Preux in süße Träume von reinem Glück.“

„Alle Wetter! Das heißt philosophiren!“ entgegnete ich. „Allo ihr liebt euch?“

„Ich war dessen sicher, aber wir wußten nicht aus den Kinderstuben herauszukommen. Endlich vor ungefähr zwei Monaten regnete es wie in diesem Jahr beinahe täglich und ich promenierte, das zwar nützliche jedoch lästige Instrument „Regenschirm“ genannt, über mir tragend. Bei einer Straßenwendung einbiegend peitscht mir der Wind den Regen so heftig in das Gesicht, daß ich es vorzog, unter ein Hausthor zu flüchten. Wen finde ich dort? Mein vis à vis gleichfalls in der Erwartung, daß der Regen nachlasse. — Denke dir meine Erregung, mein Glück. Neben einer gewissen schamhaften Freudigkeit über mein unerwartetes Erscheinen, zeigt sie sich bestürzt, daß ich sie bei solchem Wetter allein angetroffen, denn es war ziemlich spät. Der Regen ließ kurz darauf nach; ich bot ihr Arm und Schirm an, um sie nach Hause zu führen. Untermweg erklärte sie mir die Umstände, warum sie so spät sich noch allein auf der Gasse befände. Der Vater hatte sie zum Besuch einer kranken Tante begleitet und letztere sollte sie dann wieder nach Hause führen lassen; als es sich abends darum handelte, den Heimweg anzutreten, waren weder der Diensthote noch ein Verwandter, auf dessen Schutz gerechnet worden, aufzufinden. Um sich nicht zu veripäten, trat die Kleine daher muthvoll allein ihren Weg an, auf dem sie der Regen als Flüchtling unter das Hausthor trieb. — Ich danke dem Himmel im Stillen. Die in den Straßen herrschende Dunkelheit und Ruhe machte mich kühn; ich nahm einen Anlauf und erklärte ihr kurz, daß ich sie liebe — sie betrahtete mich. — Wenigleich sie mir kein Geständniß von Gegenliebe machte, so fühlte ich doch aus ihren verschämten Antworten heraus, daß ihr Herz meine Gefühle theile. So wanderten wir plaudernd nebeneinander und mir bot sich volle Gelegenheit, mit Entzücken in diese offene und reine Mädchenieele zu schauen. Vor ihrem Hause angelangt, verließ ich sie und in meiner Glückseligkeit fiel mir erst später ein, daß ich die Hauptstücke vergessen hatte — nämlich mit meinem Engel ein Mittel zu verabreden, um mich ihren Eltern vorzustellen. Nur so viel hatte ich erfahren, daß sie Jenny hieß.“

Als wir uns den nächsten Morgen am Fenster begrüßten, sprachen unsere Blicke wohl beredt, doch in der Erfüllung unserer Hoffnungen waren wir noch wenig vorgeschritten. So verging mir einige Zeit mit Kopfschmerzen über das „Wie“ der Einführung bei Jenny's Eltern. Meine ganze Unbeholfenheit bemächtigte sich dabei selbstredend meiner und ich beschloß umiomehr zu warten, da sich mir keine Gelegenheit bot, mein schönes Kind allein zu treffen.“

„Eines trüben Tages schlenderte ich natürlich wiederum im Regen und unter meinem Strohbeuge auf der Gasse umher, als ich einige Schritte vor mir eine Dame hilflos umhertrippeln sah; ein kleines reizendes Fingerring, niedliche Stiefelchen, kokette Toilette, deren Sauberkeit zu erhaltem die Trägerin eifrig bemüht schien. — Kenne es wie du willst, Menschenfreundlichkeit, Galanterie oder Höflichkeit; genug ich stürzte vor, biete ihr als Schutz mich und mein Seidendach an. Fremdblick lächelnd acceptirt das mittelgroße, ründliche Weibchen, welches trotz seiner vierzig Jahre noch Ansprüche machen konnte. Nach kurzer Unterhaltung stammelte ich neuen Dank —“

„Deinem Regenschirm?“ fiel ich fragend ein.

„Kein, der Vorhebung, welche so wunderbar gestaltet; was glaubst du, war meine Begleiterin?“

„Die Mutter deines Engels?“

„Nichtig gerathen. — Ich schien einen guten Eindruck auf sie zu machen, fasste Muth und stellte mich ihr als Schwiegerohn in spe vor. — Schnell fand sie sich in die Rolle der Mutter

hinein, wenigleich sie mir mittheilte, daß sie mich am Fenster bemerkt und — wie es mir schien — meine Blicke auf sich bezogen hatte. Als Schwiegermutter und Sohn schmelzen wir in beider Unterhaltung, mir eröffneter sich die rosigsten Aussichten, als eine mächtige Stimme vor uns in die Worte ausbrach:

„Das ist nicht schlecht! — ich bitte dich nicht zu geniren!“

„Mein Schirm flog in die Höhe und uns gegenüber, mit auf der Brust gekreuzten Armen, den Weg verperrend, stand ein Mann von fünf Fuß zehn Zoll Länge, im Knopfloch ein Ordensband, jede Linie den früheren Soldaten verrathend, die Gestalt nur wenig gebeugt unter der Last von durchlebten zwei Dritteln eines Jahrhunderts.“

„Mein Mann!“ rief die kleine Frau.

„Mein Herr!“ interpellirte mich der Kolos, „als alter Soldat Major bei den Dragonern, fordere ich von Ihnen Rechenschaft, und wenn es auch regnet, wird sich wohl ein Bläschen finden, um ein paar Säbelhiebe auszutauschen.“

„Herr Major,“ bemerkte ich, „wenn Sie meine Aufmerksamkeit Ihre Frau Gemahlin vor dem miserablen Wasser zu schützen, für eine Beleidigung halten, welche nur mit Blut abgewaschen werden kann, so sehen Sie mich bereit, Ihrem Wunsche zu entsprechen.“

„Das heißt gesprochen,“ rief der alte Krieger und drückte mir dabei die Hand, daß meine Finger trachten.

„So laß doch,“ warf meine Begleiterin ein, „du weißt gar nicht, um was es sich handelt. — Der Herr begegnete mir, ichügte mich gegen das Unwetter und hielt soeben bei mir um die Hand Jenny's an.“

„Säßen mir das sagen sollen, junger Herr! —“ brummte der Alte.

„Aber lieber Mann,“ entgegnete sie, „du liebst uns bis jetzt ja keine Zeit zu dieser Mittheilung.“

„Ihr Wort, mein Herr, daß dies die reine Wahrheit!“

„Die reine, volle Wahrheit, Herr Major.“

Dem Schwiegervater schien ich auch zu gefallen, denn indem er fortfuhr mir die Finger zu zerbrechen, schrie er mich an:

„Ich glaube Ihnen, halte Sie für einen braven Menschen, einen Ehrenmann. — Doch wer sind Sie? — Was für ein Geschäft haben Sie?“

Entzückt über die Wendung, welche unser Gespräch genommen, entgegnete ich:

„Bis zu meiner Wohnung fehlen nur noch wenige Schritte. — Wenn Sie mir die Ehre geben wollen, mein Atelier zu besichtigen.“

„Was sind Sie denn?“

„Maler — Schlachtenmaler!“

„Schlachtenmaler! — Junger Freund, ich bin wahrhaft entzückt Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Wir itiegen in meine Wohnung hinauf. Beim Anblick all der alten Waffen, Trophäen und militärischen Herrlichkeiten, welche daselbst aufgehäuft mir zum Studium und als Modell dienen, gingen dem alten Haudegen vor Freude die Augen über und eine Thräne stahl sich über seine Wange. — Plötzlich fühlte er sich durch den Anblick eines Bildes, welches noch der Vollendung barrt — du weißt „die Einnahme der Düppler Schanzen“ — angezogen. — Er betrachtete es stillschweigend, dann jubelte er auf:

„Ja, so war es. Wir hielten den linken Flügel gedeckt — dort wurde unsere Infanterie zuerst zurückgeschlagen — ganz wahrheitsgetreu.“

Dabei schaute er mit den Armen umher, daß mein Bild sammt Stellege in tausend Trümmer geflogen wären, hätte er diese nicht durch seine hohe Gestalt um ein bedeutendes überragt. — Endlich erholte er sich:

„Ihnen danke ich heute den glücklichsten Moment, welchen ich seit langer Zeit erlebte,“ sprach er mir zugewandt. „Sie sind mein Mann; meine Tochter gehört Ihnen und ich auch.“

Dabei schloß er mich mit solcher Behemung in seine Arme, daß — ohne den Schrei, welchen ich ausstieß — er mich sicherlich erdrückt hätte. Dann begann er von neuem:

„Sprechen wir jetzt von Geschäften. Ich gebe unserer Jenny 20,000 Mark und nach meinem Tode hat sie — das Doppelte zu erwarten. — Wie steht es mit Ihnen?“

„Ich verdiene mir jährlich 8 bis 10,000 Mark.“

„Alle Wetter, da sind Sie ja viel reicher als ich. Nicht wahr, Alte,“ fuhr er fort zu seiner Frau sprechend, „uns bleibt ja genug zum Leben; mit meiner Pension können wir jährlich 5000 Mark verzehren und mehr brauchen wir beide nicht. Da werden wir alle glücklich.“

Noch einmal schloß er mich in seine Arme, aus denen ich mich schwer entwinden konnte.

„Allo abgemacht!“ — sagte er. „Daß Jenny damit einverstanden, ist ja selbstredend. — Was Ihre Düppler Schanzen betrifft, ein wahres Meisterstück, hätte ich nur eines auszuwählen — die Dänen haben Sie nicht häßlich genug gemacht.“

Von jetzt ab konnte ich meinem vis-à-vis Besuche abstatten, wie es mir behagte und fühlte mich unendlich wohl bei diesen drei Naturmenichen. Der Major sprach auch häufig in meinem Atelier vor, bewunderte meine fortschreitenden „Düppler Schanzen“;

doch die Dänen erschienen ihm noch immer nicht häßlich genug, trotzdem ich ihm zu Liebe dieselben sehr stiefväterlich behandelt hatte. Ich küßte mich wie im dritten Himmel und täglich näherte ich mich mehr meinem Erdenparadiese.

„Aber lieber Max“ sagte ich eine Pause benutzend, „die Geschichte ist doch nicht traurig und bis jetzt hat dir der Regenschirm nur ausgezeichnete Dienste geleistet.“

„Nun ja, bis jetzt — doch warie nur das Ende ab, welches wie gewöhnlich auch hier das Werk frönt. — Es war an einem Dienstag und den Sonntag darauf sollten wir zum erstenmal verlobt werden. — Wiederum promenierte ich im Regen und wiederum ausgerüstet mit dem so liebgewonnenen, nun verwünschten Seidendach. Im Begriff noch einige Einkäufe zu besorgen wandele ich, in Gedanken verfunken, vorwärts. Plötzlich fühle ich mich beim rechten Arm genommen und eine Frauenstimme stüstert mir zu:

„Bitte, bitte, Herr Max; nehmen Sie mich unter Ihren Schutz!“

„Ich blicke nach rechts; wen sehe ich? — Ein Fräulein, das mir früher als Modell gefessen. Ein wirklich allerliebste Kind in geschmackvoller Toilette, aber ohne Regenschirm; und deshalb hatte sie mich gepackt. Sie abschütteln vermochte ich nicht, denn mit steigendem Lächeln fuhr sie fort:

„Ich weiß, Sie sind liebenswürdig und galant; Sie werden mir gewiß beistehen, daß ich meine Kleider nicht ruinire und dann genieße ich auch das Vergnügen, ein Stückchen Weges mit Ihnen zu gehen.“

Unter keiner Bedingung konnte ich das arme Ding bei dem Wetter sich selbst überlassen und so schritten wir plaudernd mit einander weiter. — Doch das Verhängniß! — Wer, glaubst du, kam mir wie aus dem Boden gewachsen entgegen?

„Dein zukünftiger Schwiegervater?“

„Schlecht gerathen — nicht er allein; mit Frau und Tochter sah ich ihn nur noch wenige Schritte von mir entfernt. Ich ver-

suchte die kleine Hexe abschütteln, doch sie stieß sich krampfhaft fest und so wurde ich gezwungen, dem heranrühenden Sturm zu trotzen. — Meine zukünftige Familie hatte sich mir genähert und mich erkannt. Einen Moment stockte ihr Schritt, dann setzten sie ihren Weg antandlos fort. Im Vorbeisafiren maß mich der Major vom Kopf bis zu Fuß, die Maria blickte mich verachtungsvoll an und Jenny erröthete; sie neigte sich zu ihrer Mutter hin und ichlen die Engelsflügel einzuziehen; ohne einen Blick nach rückwärts schritten sie weiter; ich stand wie vorsteinert.“

„Wissen Sie, was Sie jetzt angerichtet haben?“ wandte ich mich an meine Begleitung. —

„Ich soll jetzt etwas angerichtet haben?“ frug sie zurück.

„Meine Heirath haben Sie unmöglich gemacht.“

„Darüber beklagen Sie sich noch?!? — So erkenne ich Sie an meinem Regenschirme auf Leben und Tod.“

Hestig schlug ich — dabei zeigte er auf meinen Schirm — das unnütze Möbel zu zerbrechen es über mein Antlitz in Trümmer und warf diese auf die Gasse. Der Regen fiel in Strömen.

„Ich rette Sie und dafür extränkte ich mich!“ rief mein Sobold lachend und flüchtete sich unter das nächste Haus- thor. —

Ich lief in die Wohnung des Majors. — Verflössen! — Am Fenster — niemand! — Ich rührte mich nicht aus meiner Behausung in der Hoffnung der alte Haudegen werde kommen um für die, seiner Tochter angethane Schmach Rechenenschaft zu fordern und malte unterdessen die Dänen derart aus, daß sie wahren Scheusalen ähnlich saßen. — Alles vergebens bis heute! — Wie vermag ich nun meine Eltern und ihre Eltern von dem zu heilen, daß die Kleine mich nicht geliebt, meine Geliebte gewesen?!

„Begriffst du jetzt meine ganze Lage?“ rief Max, verließ mein schützendes Dach und trat mit wahrhaft echtem Galgenhumor dem strömenden Regen entgegen.

Bunte Zeitung.

* **Alter Wein** und alte Spirituosen sind bekanntlich sehr geschickte Artikel und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß allerhand Experimente angestellt werden, um jungen Getränken den Geschmack der nur durch jahrelanges Lagern zu erlangenden Reife zu geben. Längere Zeit galt das Erwärmen der Getränke als ein gutes Mittel, dann ließ man den elektrischen Strom in Funktion treten: durch dieses „Mädchen für Alles“ sollen auch recht gute Resultate erzielt sein. Neuerdings will man in den Vereinigten Staaten gute Resultate mit der Anwendung von Sauerstoff erzielt haben. Die Spirituosen, welche „alt“ gemacht werden sollen, werden in ein Holzfaß gebracht, dessen Innenwände verholzt sind und auf das ein Deckel luftdicht aufgesetzt ist. Das Faß wird halb gefüllt, die Luft in der anderen Hälfte wird durch Sauerstoffgas verdrängt und darauf tritt eine Einrichtung in Thätigkeit, durch welche die Flüssigkeit gehoben wird und dann fein vertheilt durch den Sauerstoff heruntersinkt. Ob dabei nicht manchmal der Sauerstoff zu energisch wirkt und die Flüssigkeit dadurch in Eßig verwandelt wird, verräth der Erfinder nicht.

* **Eine reiche englische Dame**, die auf dem Lande wohnt, schrieb an eine Verwandte in London, die ebenfalls reich, Wittwe und dabei noch jung und lebenswürdig ist, sie möchte doch in der Stadt nach einem Hauslehrer für ihre beiden Söhne sich umsehen. Der Erzieher müsse in den meisten Fächern vollständig bewandert und dabei musikalisch sein. Er müsse gut zeichnen, reiten, schwimmen können, ernst, aber doch freundlich sein, bescheiden, aber nicht schüchtern, klug, aber nicht eingebildet, anspruchslos und doch würdevoll. Außerdem müsse er aus guter Familie stammen, ein hübsches Gesicht, elegante Haltung und sonore Stimme haben, überhaupt verlangen sie, daß er äußerlich und innerlich vollendeter Gentleman wäre. Dafür stände dem Betreffenden eine sehr angenehme und dauernde Stellung in Aussicht. Nach einiger Zeit kam von London folgender Brief an: „Liebe Aelabte! Ich habe einen Hauslehrer, wie Du ihn verlangst, gesucht, bis jetzt aber noch nicht gefunden. Doch ich werde mich die Mühe nicht verdrießen lassen, noch ferner zu suchen. Sobald ich ihn gefunden habe, werde ich — Du kannst Dich darauf verlassen — ihn heirathen. Deine Eleonore.“

* **Der biedere Stelzenmann Dornon**, der — mit Hilfe der Eisenbahn — von seinem Geburtsort Arcachon nach Moskau gestetzt ist, um den Russen die Sympathien Frankreichs zu übermitteln, hat dort sehr trübselige Erfahrungen machen müssen. Die moskauer Kaufmannschaft hat ihm zu Ehren ein großes Festessen gegeben, das herrlich und in Freuden begann, aber ein schreckliches Ende nahm. Noch ehe nämlich die Tafel aufgegeben war, hatten sich, wie das in Rußland so Sitte ist, alle Theilnehmer bis zum Stumpfsinn beineiprt; in ihrer (drannt-)weinseligen Stimmung forderten die Russen nun ihren „herzliebsten“ französischen Gast auf, einmal zu zeigen, was er

jezt noch auf seinen Stelzen zu leisten vermöge.

„Dornoncha“ (Dornonchen), riefen sie ihm zu, „schnalle an und geh’ einmal zu Ehren Frankreichs!“ Und Dornoncha schnallte an und ging auch ganze drei Schritte zu Ehren Frankreichs, dann aber — es half alles nichts — lag er der Länge nach am Boden. „Et, ei, Brüderchen,“ ußelten die russischen Gastfreunde, „zu Ehren Frankreichs bringst du’s nicht fertig, aber zu Ehren Rußlands, da wirst du’s können!“ Und sie halfen dem armen Dornoncha auf die Beine und der ging dann auch zu Ehren Rußlands neue drei Schritte und dann lag er abermals der Länge nach auf dem Boden. „Hört, Brüder,“ schrie da der tonangebende Kaufmann, „das ist doch sehr bedenklich! Weder zu Ehren Frankreichs noch Rußlands kann er auf seinen Stelzen gehen und das will ein Franzose sein! Das ist gar kein Franzose, das ist ein Rjemez (ein Deutscher), oder nein — Gott schütze uns, Brüder, — das ist ein Jude, werfen wir ihn hinaus!“ Was dann geschah, wir wissen es nicht, aber der französische Ex-Bädermeister soll wehmuthsvoll und trüben Blickes dreinschauen, wenn man ihm von Festen der russischen Kaufmannschaft spricht.

* **Eine sittsame Stadt ist Boston**, das muß man ihr lassen. Raum eine andere hält so strenges Strafenregiment; sind doch ihre Polizisten sogar berufen, Bärtlichkeiten zwischen Eheleuten zu überwachen. Vor kurzem geschah es, da vergaß sich ein junges Ehepaar, das mehrere Tage getrennt gewesen, so weit, bei der ersten Begegnung auf der Straße mit herzlichem Kusse sich zu begrüßen. Sofort stiefelten zwei Polizisten über die Straße und nahmen laut altgeheiliger Bestimmung aus der Birtanzeit — die beiden Uebelthäter fest, die der ehrbaren Stadt feindsige Schamhaftigkeit so gröblich verletzte.

* **Der alte Bekannte.** Gast: „Hört Se emol, Wirth, das junge Hänble, das ich mir da bestellt hab’, thut a guter alter Bekannter von mir.“ — Wirth: „So, wie so denn?“ Gast: „Ja, wisset Se, schon im vorigen Jahr hab’ ich sein Enkele bei Ihne gesse.“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Der Bibliothekar der Esteuse in Modena hat eine für die Danteforscher sehr wichtige Entdeckung gemacht. Bekanntlich existirte bis dahin kein authentischer handschriftlicher Kodex der göttlichen Komödie. Hr. Carta entdeckte nun in der Nationalbibliothek zu Mailand eine mit Dantes Wappen versehene Handschrift obigen Hauptwerkes des Dichters. Das Wappen soll andeuten, daß sich diese Handschrift im Privatbesitze des Dichters selber befunden hat, und nimmt der Entdecker, in seiner Ansicht durch den Prof. Monaci unterstützt, an, daß man es mit einer von Dantes Söhnen Peter und Jakob hergestellten Abschrift zu thun hat.